



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zu unsrer auswärtigen Politik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schreibt: und bezw. — das ist das höchste seiner Gefühle! Die Besitzer und bezw. Pächter der Grundstücke werden darauf aufmerksam gemacht — die Eltern und bezw. Erzieher der schulpflichtigen Kinder werden hiermit aufgefordert — man muß die Zahl der Personen für einen bestimmten Raum und bezw. den mindesten Raum für einen Einwohner festsetzen — solcher haarsträubende Unsinn wird täglich geschrieben „und bezw.“ gedruckt, und die, die ihn leisten, bilden sich womöglich noch ein, sie hätten sich wunder wie fein und scharfsinnig ausgedrückt! Schließlich schreiben wir auch noch in Todesanzeigen: Heute starb unser geliebter Vater, bezw. Großvater, bezw. Bruder, bezw. Onkel, und der Herr Referendar, der für seine Kinder Spielzeug eingekauft hat, sagt vielleicht zur Frau Referendarin: Ich habe für Fritz und Mariechen eine Schachtel Soldaten bezw. eine Puppe mitgebracht!

Über solche Albernheiten der Altken- und Zeitungssprache müßten die Lehrer des Deutschen im Unterricht so oft die Schale ihres Spottes ausgießen, daß die Zungen für ihr ganzes Leben dagegen geübt würden und später mit der größten Serenität im Kolleg saßen, wenn der Herr Professor aller Nasen lang mit seinem bezw. kommt. Aber freilich, wenn der Rektor, der vielleicht den deutschen Unterricht in der Oberprima giebt, im Osterprogramm selber auf jeder Seite dreimal bezw. schreibt, und der Herr Schulrat in keinem seiner wohlstilisierten Erlasse ohne bezw. auskommt, dann muß es ja auch der Zunge für äußerst feierlich und weise halten!

(Fortsetzung folgt)



Zu unsrer auswärtigen Politik



s wird noch in frischer Erinnerung sein, mit wie regen Friedenshoffnungen der Beginn des neuen Jahres begrüßt worden ist. Kein Wölkchen trübte den Horizont. Ein Austausch von Besuchen und Höflichkeitsbezeugungen zwischen den Nachbarstaaten, insbesondere zwischen Rußland und Österreich, schien dieser Stimmung entsprungen zu sein, sodaß, wer politische Zukunftsmusik zu treiben berufen war, sich in den friedlichsten Tönen ergehen konnte.

Das ist plötzlich anders geworden. Die kritischen Monate, in denen sich der Winter zum Frühling wendet, haben auch diesmal Gewitterwolken mit sich geführt, und im Augenblick drückt eine schwüle Luft auf das europäische Ver-

lehre- und Wirtschaftsleben als Ausdruck einer politischen Spannung, der sich niemand entziehen kann. Unter solchen Umständen wird es nützlich sein, einen Blick auf die Gesamtlage unsrer auswärtigen Politik zu werfen und ruhig abzuwägen, wo Gefahren drohen, und welche Mittel uns zu ihrer unblutigen Abwendung zu Gebote stehen.

Daß die geographische Lage Deutschlands uns jeden Druck von Ost und West, von Nord und Süd mitempfinden läßt, bedeutet an sich einen Nachteil und einen Vorzug. Der Vorzug, mit hineingezogen zu werden in die gesamte Geistesarbeit des Weltteils, ist nicht gering zu schätzen, wenn er auch teuer dadurch erkauft wird, daß wir auch an den Folgen der politischen und moralischen Krankheiten unsrer Nachbarn teilnehmen müssen. Machte sich in frühern Jahrhunderten die schlimme oder gute Folge dieser zentralen Stellung verhältnismäßig langsamer fühlbar, so haben die gesteigerten Verbindungsmittel, wie sie Eisenbahn und Telegraph bieten, den Einfluß der Fremden so bedeutend gesteigert, daß es kaum möglich ist, sich ihm zu entziehen. Der Umstand, daß Deutschland nun über ein Menschenalter hindurch das politische Zentrum Europas gewesen ist, hat die Wirkung jener Kräfte noch mehr gefördert. Die in der Peripherie liegenden Staaten haben an dem Leben und dem Leiden der Gesamtheit weit geringern Anteil als wir; sie alle können sich weit eher in sich abschließen. Ganz undenkbar aber wäre es, eine geistige Schutzmauer um Deutschland aufzuführen. Der naheliegende Schluß aus diesen Voraussetzungen ist, daß kein Staat der Welt in gleichem Maße einer stetigen Anspannung aller Kräfte bedarf, um sich gesund zu erhalten; daß anderseits keins von den Ereignissen, die sich in einem Winkel Europas abspielen, für uns im eigentlichen Sinne des Wortes gleichgiltig sein kann.

Die heute die allgemeine Lage Europas bestimmenden Strömungen lassen sich auf dreierlei zurückführen. Erstens auf das im Prinzip feststehende russisch-französische Offensivbündnis und das ihr entsprechende Friedensbündnis Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens; zweitens macht sich der schlecht gelöschte Brand im europäischen Orient, zu dem in diesem Falle die Levante und Ägypten mitzurechnen sind, als beunruhigende Thatsache geltend; drittens drückt eine wirtschaftliche Krisis, die von Amerika und Rußland ausgeht, auf Handel und Wandel in einer Weise, die das Fortbauern des sozialen Problems wesentlich fördert.

Daß die französisch-russische Einigung feststeht, wird kaum noch bestritten werden können. Der kurze Traum einer Ausöhnung zwischen Deutschland und Frankreich ist zerronnen, und ebenso ist die Aussicht geschwunden, eine Verständigung mit Rußland zu finden, wie sie unsre Politik mit beispielloser Zähigkeit Jahre hindurch zu erreichen bemüht gewesen ist. Aber Franzosen und Russen gleichen sich darin, daß sie gute Worte und gute Dienste nicht zu vertragen vermögen; je mehr Deutschland dem einen wie dem andern Teil

entgegenkam, um so tiefer bohrten sie sich in ein Gefühl des Gegensatzes hinein, das man heute ohne Übertreibung als politischen Haß bezeichnen darf. Nichts thörichteres daher, als die Versuche, auch jetzt noch nach beiden Seiten hin gute Worte auszuteilen. Sie dienen nur zur Steigerung des Gegensatzes und erwecken jenseits der Bogen wie jenseits der Memel nur die Vorstellung der Schwäche. Wenn es A. von Werner noch jetzt für nötig gefunden hat, den Franzosen gegenüber den Werber zu spielen, so können wir das nur als eine Verirrung und als den Ausdruck unfertigen politischen Denkens beklagen. Die deutsche Kunst sollte zu stolz sein, aufs neue an den Thüren der französischen Ateliers bettelnd anzuklopfen. Wir fänden es richtiger, wenn man sich bei uns den Besuch der französischen Maler recht nachdrücklich verbäte! Dies beiläufig. Für unsre auswärtige Politik gilt unter allen Umständen die Erwägung, daß wir nach zwei Seiten hin Front zu machen haben, und daß beide, Rußland wie Frankreich, nur auf den Augenblick warten, um mit uns eine Rechnung zum Abschluß zu bringen, die sie selbst willkürlich aufgesetzt haben, und deren moralische Rechtfertigung wohl nie gelingen wird. Wir stehen also in einer Defensivstellung, nach Osten von Österreich-Ungarn, nach Westen von Italien und — vielleicht — von England unterstützt. Nun läßt sich mit größter Zuversicht behaupten, daß an der Festigkeit dieses Bündnisses weder der Rücktritt des Fürsten Bismarck noch der Rücktritt Crispis etwas geändert hat; wohl aber haben die systematisch betriebenen Verunglimpfungen, denen unsre Politik von der Seine wie von der Nawa her ausgesetzt war, sowie ein leider immer noch wirksamer Parteigegensatz innerhalb des Reiches die Vorstellung von der Festigkeit dieses Bündnisses und die Schätzung der wirklichen Macht des deutschen Reiches wesentlich geschwächt. Wenn, wie der Dichter sagt, „der Schein mehr Wesen als die Wirklichkeit“ hat, so ist die Macht des Scheines heute gegen uns. Das wäre kein Unglück, solange der Schein nur dahin führt, die falsche Selbstüberschätzung des Gegners aufrecht zu erhalten und zu steigern. Bedenklich aber wirkt er, wo die eigne Zuversicht gemindert, das hoffnungsfrohe Selbstvertrauen geschwächt wird. Gewiß sind unsre Bundesgenossen in Österreich-Ungarn und Italien für uns von hohem Werte, aber auch abgesehen von ihnen sollte die Zuversicht allgemein sein, daß Deutschland stark genug ist, wenn es einst gelten sollte, auch allein denen die Spitze zu bieten, die sein Recht oder seine Grenzen bedrohen sollten. Es steht, Gott sei Dank, auch heute noch so, daß sich die gesamte Nation in diesen Fragen eins fühlt, und wir haben allen Anlaß, zu glauben, daß die Volksverführer, die den Versuch wagen sollten, in Zeiten der Gefahr ein Zusammenstehen zu hindern oder zu lähmen, damit ihren Einfluß für alle Zeiten verlieren würden. Die Frage des Internationalen Kongresses, der heute in Paris tagt, darf daran nicht irre machen. Diese Wolken zertrieben von selbst vor der Glut eines echten nationalen Zornes.

Liegen nun aber die Verhältnisse in Frankreich und Rußland so, daß sich eine Aktion in nicht zu weiter Zukunft erwarten läßt? Wir glauben nach eingehender Erwägung für beide Staaten die Frage bejahen zu müssen. In Frankreich haben die Kriegsrüstungen ihren Höhepunkt erreicht. Der letzte Mann und fast könnte man sagen der letzte Groschen ist herangezogen worden, sodaß selbst der natürliche Reichtum Frankreichs die Last des Wartens, Gewehr bei Fuß, nicht ohne völlige wirtschaftliche Erschöpfung auf die Dauer wird ertragen können. Dazu kommt ein ehrgeiziger Kriegsminister, der vielleicht bald Minister des Auswärtigen ist, und der darnach lechzt, die Früchte seiner vieljährigen organisatorischen Arbeit zu pflücken, endlich ein nach Aufregung verlangender hauptstädtischer Pöbel, der von je den Anspruch erhoben und behauptet hat, die Politik des Staates zu den entscheidenden Schritten zu bestimmen. Frankreich glaubt heute fertig zu sein und ist es gewiß mehr als 1870 — dieser Glaube bedeutet, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, eine ernste Gefahr. Sobald von russischer Seite das Signal dazu gegeben wird, schlägt Frankreich los. Bis dahin wartet es, ungeduldig, zähneknirschend, aber es wartet, denn bei aller Zuversicht zu seiner Armee, auch dem tollköpfigsten französischen Chauvinisten graut vor dem Abenteuer, uns allein gegenüberzutreten.

Wie sieht es nun in Rußland aus? Der Zar will den Frieden — dies Schlagwort hört man von allen Seiten, und es wäre plausibel, wenn der Satz: *Si vis pacem, para bellum* unbedingte Geltung hätte, auch wenn man ihn umkehrt. Denn noch nie hat ein russischer Herrscher das *bellum parare* mit gleicher Zähigkeit und in gleich ungeheuerem Maßstabe betrieben. Noch nie, so lange es eine geschichtliche Erinnerung giebt, hat ein gleich großes Kriegsheer in Friedenszeiten an unsern Grenzen gestanden, und nie ist in übermütigerm Ton auf allen Gassen das Geheimnis verkündigt worden, daß dieses Heer zum Kampfe gegen Deutschland bestimmt sei. Denn wenn auch der Zar den Frieden will, so will ihn doch sein Volk nicht, und die Frage ist nur, welcher von beiden Teilen der stärkere sein wird. Alle Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß die zum Kriege drängenden Elemente schließlich die Entscheidung in ihre Hände spielen werden. Was wir von der Politik des Zaren sehen, kann kaum einen Zweifel darüber weiter bestehen lassen, daß er bemüht gewesen ist, durch Abschlagszahlungen, die dem panslawistischen Gedanken geleistet wurden, eine Entscheidung hinauszuschieben, die ihm im Grunde verhaßt ist. Die Palliative sind aber eines nach dem andern verbraucht worden: die Aufstellung der russischen Waffenmacht an den Grenzen hat sich vollzogen, die Russifizierung Polens und der Ostseeprovinzen ist — so weit es sich auf dem Wege von Verordnungen erreichen läßt — vollendet, Finnland hat sein nationales Todesurteil in feierlichster Weise verkündigen hören, der europäische Liberalismus im Innern des Reiches ist gründlich beseitigt

worden, die Finanzmacht des Staates ganz in die Hände des Ministers gegeben, der es wie kein andrer vor ihm verstanden hat, jeden Wunsch der Aktionspartei im voraus zu befriedigen — man mag sich den Kopf zermartern wie man will, es giebt kein Schlagwort mehr, um die Ungeduld zu beruhigen oder abzufinden. So bleibt als letztes die lange angekündigte Aktion nach außen, und eben darin liegt die Gefahr der Lage.

Wir sind damit an den zweiten Punkt unsrer Beobachtung gekommen, an die orientalische Krisis. Daß sich eine Aktion im Orient vorbereitet, haben die jüngsten Ereignisse in Sofia, deren Ursprung wohl mit Recht in Rußland gesucht wird, höchst wahrscheinlich gemacht. Ob in Bulgarien oder in Ägypten oder sonstwo auf dem weiten orientalischen Konfliktfeld, ist gleichgiltig. Noch heute gilt der Satz, den Fürst Bismarck in einem Rundschreiben vom 6. Januar 1885 aussprach: „Die Verträge, die die Staats- und Rechtsverhältnisse im Orient ordnen, bilden ein solidarisches Ganzes. Wenn der Bruch eines derselben stillschweigend zugelassen wird, so kann daraus jede Macht in Zukunft die Berechtigung ableiten, auch ihrerseits von den Verträgen nach eigenem Bedürfnis abzuweichen.“ Nun gehen Rußland und Frankreich augenblicklich in der orientalischen Frage vor: Rußland in Bulgarien, Frankreich in Ägypten. Beides bedeutet eine allgemeine Gefahr, und es wird sich wohl in nicht allzu ferner Zukunft entscheiden, ob wir die Krisis friedlich durchleben oder nicht. Deutschland kommt in diesen Dingen nur so weit mit ins Spiel, als Lebensinteressen Österreichs ernstlich gefährdet sind. Die ägyptische Aktion würde also zunächst von geringerer Bedeutung sein.

Es liegt nun auf der Hand, daß sobald diese im engern Sinne des Wortes politischen Fragen die Lage beherrschen, der dritte Punkt, von dem wir ausgingen, praktisch in den Hintergrund gedrängt wird. Sollte es, was wir nicht hoffen wollen, in Europa zu ersten Konflikten kommen, so fällt die Ernte Amerika zu, das sich schon jetzt die Hände reibt, wenn es solche Möglichkeiten ins Auge faßt. Das große Wirtschaftsproblem, dessen vorläufige Lösung unsre Verhandlungen mit Österreich angebahnt haben, kommt erst zu seinem Rechte, wenn wir für den wirtschaftlichen Kampf die Hände frei haben.

In der Götter Schöße ruht die Zukunft. Die Zeichen der Zukunft aber sind ernst, und mehr als je gilt darum für uns das Wort: Einigkeit macht stark.

